

WOLFGANG PETERS

Verborgene Quellen



LANDBUCH-VERLAG GMBH., HANNOVER

(1954)

Beiträge zur Kulturgeschichte
Niedersachsens

INHALT

| | Seite |
|--|-------|
| Einführung | 9 |
| I. Der Landknecht: | |
| Hilmar von Münchhausen | 15 |
| II. Der Kämpfer: | |
| Jacob Lampadius | 43 |
| III. Der Staatsmann: | |
| Freiherr Otto Grote | 67 |
| IV. Der Dichter: | |
| August Gottfried Bürger | 95 |
| V. Der Publizist: | |
| Freiherr Adolph Knigge | 117 |
| VI. Der forschungsreifende: | |
| Carsten Niebuhr | 146 |
| VII. Der Staatskanzler: | |
| Fürst Carl August von Hardenberg | 165 |

| | Seite |
|-------------------------------------|-------|
| VIII. Der Bahnbrecher: | |
| Albrecht Dantel Chaer | 196 |
| IX. Der Gelehrte: | |
| Heinrich Luden | 225 |
| X. Der Soldat: | |
| Gerhard Johann David Scharnhorst . | 249 |
| XI. Der Bauernbefreier: | |
| Johann Carl Bertram Stüve | 268 |
| XII. Der breite Strom: | |
| Bäuerliche Expansion | |
| im 19. Jahrhundert | 291 |
| XIII. Der Großindustrielle: | |
| Werner Siemens | 317 |
| XIV. Der Humorist: | |
| Wilhelm Busch | 344 |
| XV. Der Schriftsteller: | |
| Wilhelm Raabe | 368 |
| XVI. Der Verleger: | |
| Eugen Diederichs | 393 |
| Quellen und Literatur | 418 |

Einführung

Die höheren Formen der menschlichen Kultur sind zweifellos an die geschlossene Siedlungsweise wenigstens eines Teiles der Bevölkerung eines Gemeinwesens gebunden. Erst die Arbeitsteilung, die mit dem Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raume notwendig wurde, machte die Kräfte frei für die nachhaltige Betätigung des Kunstsinnes, für die politische und soziale Organisation und für das selbständige geistige Leben. Nicht als ob rein bäuerliche Zeitalter, wie etwa die germanische Bronze- und Eisenzeit, bei jedem kulturellen Aufschwunge gewesen wären – die Hausgeräte und Schmuckstücke in unseren Heimatmuseen zeugen für das Gegenteil –, aber der energische Durchstoß zu höheren und bewußteren Formen des menschlichen Zusammenlebens, zur geistigen Selbstbefinnung und zum künstlerischen Ausdruck treten in der Menschengeschichte erst zutage, seit es Städte gibt. Die steinernen Zeugnisse städtischer Kultur in der Renaissancezeit sind uns in Niederachsen besonders im Weserland erhalten geblieben. Ohne das Bürgertum, das sie geschaffen hat, wäre das geistige Leben der vergangenen Jahrhunderte unmöglich gewesen. Was dagegen der Gewerbefleiß des 19. Jahrhunderts in den modernen Großstädten hervorgebracht hat, liegt heute meist in

Trümmern, und die unvermeidliche Kulturkrise unserer Tage umfaßt nicht nur das Problem, Wohnungen und Arbeitsplätze, Theater und Kinos für viele Millionen zu beschaffen und diese aus dem Stadium dürftigster Behelfsmäßigkeit wieder in einen haltbaren und menschenwürdigen Zustand zu überführen, sondern dahinter steht die geistige Auseinandersetzung, welche Wege zu gehen und welche Abwege der Vergangenheit zu vermeiden sind.

So alt wie die städtische Kultur ist aber auch die Spannung gegenüber dem Lande und dem bäuerlichen Wesen, die oft genug in heftige Interessensgegensätze ausmündet und von einer intellektualistischen Überheblichkeit des Städters begleitet ist. Die Städte waren nun in unserer Geschichte nicht die einzigen Träger der Kultur. Der ländliche Adel und die Fürsten haben schon früher selbständige Kulturzentren gebildet, das Bauerntum als Stand ist allerdings nach der mißglückten Revolution des 16. Jahrhunderts zumeist nur Objekt der Verwaltungskunst der anderen Stände geworden und hat unmittelbar keine selbständige kulturelle Leistung breiteren Umfanges hervorgebracht, während im Mittelalter die Ritter ihre Minnelieder sangen und die großen Epen schufen, während in der neueren Zeit die fürstlichen Höfe und auch die Landitze vieler Adliger Mittelpunkte einer Kultur wurden, deren architektonische, literarische

und musikalische Hervorbringungen in uns noch voll lebendig sind, während aus dem Bürgertum selbst in seinen schwächsten und müdesten Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege eine unübersehbare Menge von Menschen in den Bereich dieses kulturellen Schaffens hineingezogen wurde, ja, während schließlich dieses Bürgertum in Gemeinschaft mit der geistigen Blüte des Adels auf breiter Grundlage wieder Träger einer Kultur wurde, in deren Krise wir heute stehen.

Das Bauerntum war, durch die ständische Ordnung abgefordert, lange Jahrhunderte hindurch beiseite geschoben worden; es nahm an diesem kulturellen Leben nicht aktiv teil, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die die starre gesellschaftliche und ständische Abschließung durchbrachen. Erst im 19. Jahrhundert, nach der Emanzipation, strömten seine Angehörigen in die Städte und bildeten das große Menschenreservoir der aufblühenden Industrie. Gleichzeitig erschloß sich ihm die Möglichkeit des Aufstiegs in den bürgerlichen Mittelstand und in die spezifisch kulturschaffenden Berufe. Diese ständige Blutzufuhr ist heute wohl allen in großen Umrissen geläufig, aber man vermag sich kein klares Bild von der fundamentalen Bedeutung dieses Lebensprozesses zu machen. Die Großstädte wären ohne diesen Zustrom biologisch längst der rätselhaften Auszehrungskraft

des Molochs Zivilisation erlegen, aber nicht nur das Tempo der nervenzermahrenden Großstadt zehrt an der biologischen Kraft des Volkes, sondern offenbar auch die geistige Betätigung als solche. Davon zeugt die Tatsache, daß die Geschlechter rein kulturschaffender Menschen in der Regel in wenigen Generationen biologisch zugrundegehen.

Wir kennen also diese biologische Abhängigkeit, die bis weit in das kulturelle Gebiet hineinreicht, nur in großen Zügen, mehr durch die Tatsache als solche, als durch ihre besondere Wirkungsweise, da diese meist in der Anonymität besteht. Wenn aber, namentlich in früheren Generationen, einzelne bäuerliche Menschen sich durch hervorragende Leistungen über ihren ständischen Rahmen hinaushoben und in die andere Welt hineintraten, dann erkennen wir in ihnen und ihrem Wirken auch die Wurzeln des Baumes, die uns sonst verborgen sind, denn der Ursprung des nationalen Geistes ist nicht so eindeutig greifbar, daß man seiner leicht habhaft werden könnte. Wir begegnen in unserer Geschichte dem Wunder, daß die verschiedenen Ströme schöpferischer Kulturkraft immer wieder in ein einziges großes Bett mündeten und daß eine ständige Wechselwirkung zwischen den einzelnen Volksgruppen stattfindet, eine Wechselwirkung biologischer und geistig-kultureller Art. Aber während der biologische

Strom in der Vergangenheit ganz überwiegend von »unten« nach »oben« floß, also vom Bauerntum als »letzter« Kraftquelle ausging und erst in unserer Epoche einer völligen Umschichtung auch anderer Entwicklungsmöglichkeiten sichtbar werden, ist die Wechselwirkung auf geistig-kulturellem Gebiet deutlicher faßlich. Der deutsche Adel hat, nachdem das Rittertum seiner ursprünglichen Aufgabe entfremdet und in anarchischer Auflösung entartet war, in seinem aktiveren Teil die Söldnerführer des 16. und 17. Jahrhunderts gestellt, aber dann den großen Schritt zum landbauenden Grundbesitzer getan, am folgenschwersten in Ostelbien, aber auch im übrigen Deutschland. Soweit der Adel den höfischen Dienst wahrnahm, war er nicht nur Repräsentant einer Gesellschaft, die das Leben jener Tage beherrschte, sondern auch Teilhaber eines kulturellen Schaffens, das sich an den Höfen der Landesfürsten entwickelte, übrigens ohne dabei seine ländliche Gebundenheit zu verlieren und sich seiner seelischen und physischen Kraftquellen zu berauben. Das Bürgertum hat durch viele hervorragende Vertreter von hohem kulturellem Niveau die Probleme des bäuerlichen Lebens und der Landwirtschaft selbsttätig in sich aufgenommen und stärkste Impulse zu ihrer Weiterbildung gegeben, nicht nur für die Landeskultur, sondern auch im politischen Kampf um die rechtliche Stellung der

Bauern und um die Agrargesetzgebung. Andererseits haben immer wieder einzelne Menschen bäuerlichen Standes in den früheren Jahrhunderten die Fesseln der Vorurteile und des Standes gesprengt und sind zu wichtigen Stellungen aufgestiegen.

Dieses eigentümliche Wechselverhältnis an einer Reihe von Persönlichkeiten, die über das Mittelmaß hinausragen, durch den Lauf der Jahrhunderte unserer neueren Geschichte zu verfolgen, ist sicherlich eine reizvolle Aufgabe. Die Einheit unseres von gefährlichen Spaltungen bedrohten kulturellen und nationalen Daseins wird dadurch zwar nicht geschaffen oder neu begründet - dazu bedarf es nicht so sehr der rückschauenden Reflektion als der schöpferischen Tat - wohl aber ins Bewußtsein hoffentlich aller derer gehoben, die heute im unvermeidlichen Tageskampf der Anschauungen und Interessen auf der einen oder auf der anderen Seite stehen und die jene verbindende Einheit auch zum leitenden Gesichtspunkt ihres Handelns machen sollten.

Der Dichter

Gottfried August Bürger

Das Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege war für Deutschland nicht nur eine Zeit des politischen Niederganges und des wirtschaftlichen Tiefstandes, auch das geistige Leben rang sich nur mühsam wieder empor. Einsam ragt der Genius eines Leibniz aus der Umwelt heraus, in der nunmehr Spener fordernd an die sich immer mehr verhärtende lutherische Orthodoxie herantrat, und in der die naturwissenschaftliche Forschung sich immer kräftiger zu regen begann. Leibniz' Gedankenwelt war so umfassend und so fruchtbar, daß im kommenden Jahrhundert die beiden großen Äste des deutschen Idealismus, Philosophie und Poesie sich gleichermaßen von ihr nährten und auf sie stützten, so daß Schiller ganz zwanglos die Brücke zur kantischen Philosophie schlagen konnte.

Die schöpferische Leistung läßt sich nicht zwingen, nicht in der Philosophie und Wissenschaft, schon gar

nicht in der Poesie. Wir wissen auch nicht recht, was es bedeutet, wenn man so landläufig sagt, die Zeit sei reif für eine neue Entwicklung. Als in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts plötzlich der Schoß der Nation sich öffnete und mit einemmal geradezu eine Überfülle schöpferischer Menschen gebar, auf allen Gebieten, vornehmlich aber in der Poesie, da war wiederum ein Wunder geschehen, und man begreift, daß dieser Aufstand des Menschenherzen gegen den Rationalismus in seinen Trägern ein Vollgefühl überschäumender Schaffenskraft erzeugte, dem oft Maß und Ziel fehlten. In Göttingen schlossen sich die Lyriker Voß, Stolberg, Hölty und Miller zum Hainbund zusammen. In enger Berührung mit ihnen stand Gottfried August Bürger, der mit seiner Lenore im gleichen Jahre wie Goethe mit seinem Goetz sich Weltruhm erwarb. Während Goethe seine Sturm- und Drangzeit hinter sich ließ und sich durch innere Zucht als Mensch und Künstler vollendete, blieb es Bürger verfaßt, das Gleichmaß zu finden, das seiner genialen Veranlagung die Frucht einer gereiften Lebensleistung geschenkt hätte. Die Milieu-Theorie wird erklären, er sei vom Leben stiefmütterlich behandelt worden. Herder sagte von ihm, er habe vieles gelernt, nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauernd, Maß und Zweck seiner Bestimmung kennen.

Seine Herkunft erklärt vieles. Mehr als die Eltern bedeutete ihm der Großvater, der frei- und Ritterfasse in Damsfelde bei Alcherleben war. Er war ein typischer Bauer, rechtlich, sparsam, tüchtig; er hatte es zu etwas gebracht, aber er war auch aufbrausend und rechthaberisch. Sein starker Familiensinn und seine Fürsorge sind von Bürger oft verkannt worden, wenn er nicht ohne weiteres bereit war, unbefehlen die Schulden seines leichtsinnigen Enkels zu bezahlen. Bürgers Vater war Prediger. Er heiratete ein Mädchen aus Alcherleben, Gertrud Elisabeth Bauer. Beruf Sorgen warfen von vornherein einen Schatten auf diese Ehe. Bürgers Vater wurde zum Prediger in Westdorf bei Alcherleben bestimmt, mußte aber nach damaliger Übung solange auf seiner bisherigen Stelle warten, bis der Vorgänger gestorben war. Erst nach fünfzehn Jahren konnte er, der nunmehr 55jährige, in Westdorf seine Antrittspredigt halten. Noch im gleichen Jahre starb er. Er wird als harmloser, unbedeutender Mann geschildert, der nur seine Ruhe haben wollte. Aber die Frau hat ihm offenbar das Leben zur Hölle gemacht. Wir wissen von ihr nur wenig, da Bürger sie in seinen Briefen kaum erwähnt. Sie hatte wohl gute Anlagen, aber sie war, wie ein Biograph Bürgers sagt, eine gänzlich ungebildete, derbsinnliche, zänkische, boshafte, neidische Frau. Sie pflegte zu sagen, die Hölle sei mit Pfaffenköpfen

gepflastert, nur eine Stelle sei noch leer, und da werde ihr Mann hinkommen. Wenn man die Briefe von Bürger's Schwester Friederike Müllner liest, bekommt man eine Vorstellung von der sicher nicht unintelligenten, aber derben und taktlosen Art der Mutter. Sie ist ihren Kindern als »furie« in der Erinnerung geblieben. Bürger hat von ihr wohl manche gute Anlage, aber auch die Unbeherrschtheit, den Mangel an Haltung und andere böse Mitgift mit auf den Lebensweg bekommen.

Gottfried August Bürger wurde am 31. Dezember 1747 in Molmerswende im Harz geboren. 1759 bis 1760 besuchte er die Stadtschule in Aschersleben, dann bis 1763 das Pädagogium in Halle. Nach kurzem Aufenthalt in Aschersleben studierte er in Halle Theologie. Wenige Monate nach Beginn des Studiums starb der Vater, so daß Bürger künftig völlig vom Großvater abhängig war. In Halle geriet er bald unter den Einfluß des Philologen Christian Adolph Klotz, der heute allein noch durch Lessings berühmte Streitschrift bekannt ist. Für einen jungen, lebhaften und eindrucksfähigen Menschen wie Bürger war der Umgang mit Klotz eine schwere Gefahr. Einmal durch seinen vagabundenhaften Lehrbetrieb, der Bürger zu keiner ernsthaften wissenschaftlichen Arbeit brachte, noch mehr durch die Sittenlosigkeit seines Hauses, der Bürger völlig erlag. Kein Wunder, daß er dem

Studium der Theologie entlagte und in die juristische Fakultät übersiedelte. Überdies beteiligte er sich an der Neugründung der aufgelösten Verbindung der Niedersachsen in Halle, und als die Nachricht von einer dieserhalb gegen ihn verhängten Karzerstrafe nach Aschersleben drang, rief ihn der erzürnte Großvater heim. In dieser Ascherslebener »Gefängniszeit« entrang sich dem jungen Bürger folgender Stoßseufzer: »Mich ekelt, ja mich ekelt dieser Heimat, von deren Bürgern man Schwören möchte, daß sie von den Scythen oder Böttern stammen, die durch ihre Sittenrohheit anwidern und sich jeder Bildung bar zeigen. Der Mist riecht ihnen lieblicher, als jedes Räucherwerk, das den Nusen angezündet wird. Nachdem der zürnende Apoll und die Musen diese Gegend verlassen, hat eine scheußliche Barbarei dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen.« Diese erschreckende Entfremdung von der Heimat ist individuell betrachtet nicht zuletzt die Folge der unglücklichen Verhältnisse im Elternhause. Allgemein gesehen aber taucht hier ein Problem auf, das im folgenden Jahrhundert Tausende und Abertausende von Bauernfamilien beschäftigt und gequält hat. Schließlich war der Großvater von seinem Standpunkt aus im vollen Recht, wenn er in seinem Ekel, für den er sich verantwortlich fühlte, einen verkommenen Studenten fah, der leichtsinnig Schulden machte, um sich eine

stückerhafte Garderobe anzuschaffen, und der die hergebrachte Glaubensstrenge verleugnete, um sich der Literatur und anderem Teufelskram zu widmen.

Immerhin: Der Großvater ließ sich erweichen, und Bürger konnte schon 1768 nach Göttingen gehen, um dort Jura zu studieren. Aber die Hoffnung, daß der Enkel in Göttingen ein besseres Leben führen würde, wurde schwer enttäuscht. Wieder schwebte der böse Geist Klotz' über ihm. Er logierte sich in dem Hause von dessen Schwiegermutter ein, einer übelberüchtigten Dame, und geriet völlig in die Fänge von deren Tochter, der recht lebensfrohen Witwe Bandmann. Ein Göttinger Freund hat von ihm später einmal gesagt: »Er war damals in einer Lage, daß man ihn kennen und schätzen mußte, um mit ihm umzugehen.« Bürger geriet immer tiefer in den Sumpf und in die Schulden. Kein Wunder, daß der Großvater nunmehr die Hand von ihm abzog und sich weigerte, dieses Bummelleben weiter durch Hergabe seiner schwer erarbeiteten Taler zu unterstützen. Aber Bürger raffte sich jetzt endlich auf, er machte sich von der anröchigen Gesellschaft der lüsternten Witwe frei und fand Freunde, die ihm weiterhalfen. Damals lernte u. a. Heinrich Christian Boie kennen, der ihm ein Freund fürs Leben wurde und den wir später als treuen Berater und Helfer Carsten Niebuhrs in seiner Vaterstadt Meldorf wieder be-

gegnet werden. In diesen Jahren fanden sich in Göttingen die jungen Lyriker zusammen, die ihren Namen für immer mit dieser Musesstätte verbanden, und auch Bürger war bereits in der zweiten Ausgabe des Muses-Almanachs mit einigen Gedichten vertreten. Aus der ferne hielt der alte Gleim, sein niederfächsischer Landsmann, die helfende Hand über ihn, nur auf die Nachricht von seiner Hilfsbedürftigkeit hin.

Aber Bürgers Lage blieb trotz allem recht ernst. Da unternahmen es seine Freunde, nochmals an den alten Großvater heranzutreten, um den Enkel zu sanieren. Klotz machte sich auf den Weg nach Aschersleben. Wir haben von ihm eine anschauliche Schilderung, wie er sich »durch große und kleine Straßen, Brücken und Wasser« habe zum »herren Hofisherr« führen lassen. Als dieser hörte, der Fremde wolle ihm etwas von seinem Enkel sagen, rief er von Drinnen: »Wer weiß, wer Ihr seid; ich mache nicht auf.« Die eigenartige Verhandlung dauerte noch eine Viertelstunde, bis der Alte sich endlich bewegen ließ den Riegel zurückzuschieben. Er hat sich dann stark erregt und schrie: »Mein Enkel kostete mich schon 5000 Taler; ich gebe weiter nichts.« Alle noch so beredten Versuche des Herrn Professors blieben erfolglos. Er mußte unerrichteter Sache wieder abziehen. An Bürger schrieb er: »Sie haben sich gar

keine Hoffnung auf ihn zu machen. Er gibt Ihnen nichts.« Es nutzte nicht einmal, daß Klotz ein Darlehen von Gleim in Höhe von 200 Talern anbieten konnte, für das der Großvater bürgen sollte. »Er tat die graufamsten Flüche, daß er Ihnen nichts geben wollte.« Andere Wege wurden erwogen, aber die Freunde kamen immer wieder auf den Großvater zurück. Schließlich brachten sie nach manchen Schwierigkeiten zuwege, daß Bürger die Stelle eines Amtmannes des Gerichtes Altengleichen in Sellhausen, eine Meile von Göttingen entfernt, erhielt. Aber Bürger mußte eine Kaution stellen und dringende Schulden bezahlen, ehe er den Posten antreten konnte. Fast schien es, als ob daran alles scheitern sollte. In einem Brief an Gleim klagt er: »Von meinem harten Großvater habe ich endlich wieder einen Brief erhalten. Ich hatte ihm so oft und nach meiner Meinung so kläglich geschrieben, daß es einen Troquesen hätte rühren müssen. Bei ihm aber hats nicht mehr geholfen, als daß er nun Unvermögen, mir zu helfen, vorschützt. Mein Schwager, der Amtmann Müller, schreibt er, habe ihm zweitausend Thaler abgelogen. Allein, wenn dies auch wahr ist, so ist er deshalb noch kein Bettler. Denn ich weiß, daß er mehr als das allein an Kapitalien und außerdem über neun hufen Acker hat. Daher würden ihn meine ein paar hundert Thaler

Schulden das Garaus nicht machen. Er hätte auch nicht nötig, ängstlich zu sorgen, wie er, ein 76jähriger Greis, durch die Welt kommen würde. Bester Herr Kanonikus! Sie können sich gar nicht vorstellen, was das für ein Mann ist. Höchst geizig, ohne Gefühl in der Brust und dann von diesem Alter lächerlich und kindisch! Was ist mit einem solchen wohl anzufangen: Was er bisher an mir getan, das that nicht sein gutes Herz, sondern seine bis zum Lächerlichen ansteigende Eigenliebe.«

Ein unerfreuliches Dokument, zumal wenn man bedenkt, daß der alte Großvater sich doch schließlich noch bereit finden ließ und dem Enkel für die Kaution und zur Bezahlung von Schulden 1000 Taler zur Verfügung stellte, sogar persönlich nach Göttingen kam, um die Angelegenheit zu regeln. So konnte die Ernennung zum Richter erfolgen, und nunmehr schrieb Bürger: »Er war so sanft und gütig als ein alter Erzwater.« Am Anfang des folgenden Jahres starb der alte Herr. »Mich hat dieser Verlust schmerzlicher berührt«, sagt Bürger, »als ich vordem geglaubt habe, denn er war doch, bei aller seiner Härte ein grundehrlicher und guter Mann. Ich habe ihm alles zu verdanken.« Man wird bei allen Äußerungen Bürgers die jeweilige Stimmung berücksichtigen müssen. Menschen, die bis zum Halbe in Schulden stecken, sind meist ungeduldig mit denen, die das

Geld zum helfen haben und sich nach ihrer Meinung zu lange bitten lassen. Ist dann die Erleichterung da, sehen sie die Dinge und die Menschen in einem viel freundlicheren Licht. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß Bürger, der nie ein »Bürger« sondern immer nur ein Bohemien gewesen ist, wenigstens in diesen Tagen auf die verbindende und helfende Kraft seiner Familie sich besonnen haben wird, die sich ihm, nachdem das unglückliche Elternpaar abgeschieden war, in der Person des Großvaters repräsentierte.

freilich ein dauernder Sinneswandel ging von diesem erschütternden Erlebnis nicht aus. Dazu war Bürger zu sehr entwurzelt, herausgerissen auf seinem natürlichen Lebenszusammenhange und hineingetaucht in die schillernde Atmosphäre des Literatentums, das in jener Zeit eine starke saugende Kraft auf so viele bewegliche Geister ausübte. Manch einer wird mit dem Wort Degeneration zur Hand sein, sicher nicht zu Unrecht, wenn man an die drei späteren Ehen mit ihren fatalen Begleitererscheinungen denkt. Seine biologische Erbschaft war eben zu wenig einwandfrei. Sein Freund Boie schrieb nach Bürgers Tode an dessen ersten Biographen Althof: »Was wäre vollends aus ihm geworden, wenn sein Körper die ihm angeborene Kraft nicht zubald verloren hätte.« Wir dürfen wohl hinzufügen: nicht ohne eigene Schuld!

Diese Gefahr besteht für alle, die bösig aus dem ererbten Umkreis herausgerissen werden, sie ist, wenn auch nicht in dieser zugespitzten Form, eine Gefahr für viele Menschen bäuerlicher Herkunft geworden, die sich geistig von der Scholle loslösten und entweder im reinen Intellektualismus aufgingen oder in den Massenquartieren der Industriezentren jedes Gefühl der organischen Gemeinschaft verloren.

Auch geistig ist Bürger unbeschadet seiner genialen Begabung und seiner einzelnen großen Leistungen die Loslösung von seiner ererbten Lebensgemeinschaft nicht gut bekommen - wieviel Schuld und Schicksal dabei ist, soll hierbei nicht näher untersucht werden -, die Harmonie einer starken geschlossenen Persönlichkeit ist ihm verfast geblieben. Zunächst allerdings erhielt er durch die Verbesserung seiner äußeren Lebensumstände einen großen dichterischen Auftrieb, wenn auch die Eintönigkeit des Beamten-daseins in einem kleinen Ort ihm bald heftige Klagen abnötigte. In diesem Jahre 1773 wurden Deutschland und die Welt mit Goethes Goetz beschenkt, der Bürger in helle Begeisterung versetzte und ihn zu drei Strophen seiner Lenore anregte. Er hatte die letzten Reste der Klotz'schen Manier von sich geworfen und, soweit es ihm überhaupt möglich war, seinen eigenen volkstümlichen Stil gefunden. Die Lenore machte ihn berühmt, und noch viele andere Balladen entstanden

in diesem glücklichen Jahr. Lebhafter denn je war der geistige Austausch mit seinen Freunden in Göttingen. Der ganze Kreis wirkte an seinen Werken durch Kritik und Verbesserungen mit. Ebenso war Bürger an den Dichtungen seiner Göttinger Genossen beteiligt. Aber schon meldeten sich die Anzeichen neuer Verfinsterung. Die persönlichen Verhältnisse in Gelliehausen wurden unheimlich, und die Ehe gab Bürgers Leben eine andere Richtung; alle bösen Dämonen, die einen Augenblick gebannt schienen, brachen wieder hervor.

Bürgers erste Ehe mit Dorette Leonhart stand im Zeichen seiner unseligen Liebe zu deren Schwester Auguste, der Molly seiner Gedichte. Was Goethe und Stolberg sich in ihren Werken vom Herzen geschrieben hatten, hat Bürger die ganze Qual einer solchen Doppellehe durchgelebt. Seine erste Frau, eine sanfte, duldefähige Natur, ist daran schließlich zerbrochen. Bürger war sich seiner verderblichen Leidenschaft zu Auguste schon bewußt, als er mit ihrer Schwester vor dem Traualtar stand. Das Geheimnis dieser Verstrickung ist vor den Freunden und Bekannten gut bewahrt geblieben. Die Versuche, sich von Molly loszureißen, schlugen fehl, weil beide die Kraft zum Entfagen nicht aufbrachten. Dorette starb 1784 an den Folgen einer Entbindung. Neue berufliche Sorgen kamen hinzu, um sein Leben vollends zu ver-

bittern. Des Richterpostens war er so gründlich satt, daß er ihn schließlich aufgab. Verschiedene Versuche, eine anderweitige Beschäftigung zu finden, scheiterten, und so entschloß sich Bürger schließlich, sich in Göttingen niederzulassen, in der Hoffnung, durch literarische Tätigkeit, durch Vorlesungen und Unterricht seinen Lebensunterhalt sicherzustellen. Goethe hatte ihn auf eine Professur hingewiesen, die für ihn die geeignetste Tätigkeit sei. Noch 1784 trat er in Göttingen als Privatdozent auf. Schwer war dort für ihn der Anfang, weil er der Göttinger Junft als Dilettant galt. Seine ersten Vorlesungen über Ästhetik und deutschen Stil lassen erkennen, daß er auf diesem Wege vielleicht hätte vorwärts kommen können, wenn ihn nicht immer wieder die Geldnot gehindert hätte. Als er Ostern 1785 gesundheitlich zusammenbrach, reiste er nach Bissendorf zu Molly und verheiratete sich mit ihr. Jetzt hoffte er, daß sein Leben in ruhigeren Bahnen kommen würde, - da starb Molly schon Anfang 1786 nach einer Entbindung. In der Todesanzeige schrieb er: »Sie, die Ganz=Vermählte meiner Seele, sie, in deren Leben mein Gut, meine Kraft, mein Alles, verweht war. O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude!« Sicherlich war das der schwerste Schlag in seinem Leben.

Aber er war elastisch genug, um sich wieder zu fangen. Seine Schöpferkraft erwachte neu. Hatte er in den

vergangenen Jahren der Qualen immer wieder Proben seiner Lyrik und Epik veröffentlicht, hatte er sich damals auch, von Goethe angeregt, auf das große Werk der Homer-Übersetzung gestürzt, das er mit den höchsten Hoffnungen begann und bei dem er darin, für ihn charakteristisch, bald erlahmte, so überraschte er die Öffentlichkeit nach Molly's Tode mit einer ganzen Reihe von Gedichten, die darauf schließen ließen, daß die frühere Lebenskraft in ihn zurückgekehrt war. Alles wurde aber wiederum in Frage gestellt, als er sich in das abenteuerliche und frivole Unternehmen mit der Stuttgarterin Eilse Hahn einließ, einer Kokotte, die als Verehrerin der Bürgerischen Werke ihm ein Gedicht schickte, in dem sie sich als seine Gattin anbot. Bürger, der nicht recht allein sein konnte, und schon seit einiger Zeit an eine neue Heirat dachte, ging auf den Vorschlag, der ursprünglich nur ein Ulk sein sollte, ein. Kurz: er warb in Stuttgart um sie und führte sie heim. Waren Bürger's erste beide Ehen durch ein nicht unverschuldetes Unglück gekennzeichnet, so wurde die dritte eine Katastrophe. Die Frau betrog ihn vom ersten Tage an in schamloser Weise, und Bürger sah sich bald gezwungen, dem Skandal in Göttingen durch eine Scheidungsklage ein Ende zu machen. Sie wurde als schuldig geschieden und zog dann als Schauspielerin durch die deutschen Lande. Von diesem persönlichen

Schlag hat sich Bürger nicht wieder erholt. Sein Lebensmut war dahin. Seine letzten Lebensjahre waren freudlos und schwer. Zwar hatte er es in Göttingen im Laufe der Zeit zu einer Honorarprofessur gebracht, aber ein festes Gehalt blieb ihm verfaßt. Bemühungen seiner Freunde hatten nur geringen Erfolg, so daß er bei der dauernden Zerrüttung seiner finanziellen Verhältnisse hunger litt. Wohl konnte er noch in der höchsten Not die vom Großvater erbten Grundstücke in Alfersleben verkaufen, aber die Ausführungsgenehmigung für den Käuferlös ließ auch schon damals so lange auf sich warten, daß die Hilfe zu spät kam. Am 8. Juni 1794 starb er.

Hatte die Ehekatastrophe ihn menschlich vernichtet, so traf ihn fast zu gleicher Zeit noch ein Schlag der seine ganze Existenz als Dichter in Frage stellte. Nicht daß eine Kritik, und sei sie noch so scharf, imstande wäre, einen Mann von immerhin starken Leistungen ohne weiteres aus dem Sattel zu heben, aber die Ablehnung, die Schiller im Januar 1791 in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung gegenüber Bürger aussprach, traf ihn deshalb so tief, weil sie an den Kern seines Schaffens rührte. Der Gegensatz, der hier deutlich wird, ragt weit über die Zeitgeschichte hinaus, und es erhebt sich die Frage, wer von beiden geschichtlich Recht behalten hat. Schiller's erste Forderung ist, daß die Dichtung aus reifen und gebildeten

händen hervorgehe. Der gebildete Mann könne unmöglich Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen. Er wolle auch nicht in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten und die Geistesleerheit des wirklichen Lebens wiederfinden. Begeisterung allein genüge nicht, es müsse die Begeisterung eines gebildeten Geistes sein. Alles was der Dichter uns geben könne sei seine Individualität, und so müsse sein erstes und wichtigstes Geschäft sein, diese seine Individualität zu veredeln und zur reinsten Menschlichkeit emporzuläutern. Und nun kommt eine Begriffsbestimmung, die den Sinn der idealistischen Ästhetik klar zum Ausdruck bringt: der höchste Wert des Gedichtes könne kein anderer sein, als daß es der reine vollendete Ausdruck einer interessanten Gemütslage eines interessanten vollendeten Geistes sei. Kein Talent könne dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebräuche, und Mängel, die aus dieser Quelle entsprängen, könne selbst die Felle nicht wegnehmen. Auf Bürger angewandt, lautet Schillers scharfes Urteil, sein Geist habe sich niemals zu Reife und Vollendung aufgeschwungen; seinen Produkten möchte nur deswegen die letzte Hand fehlen, weil sie - ihm selbst fehlte. Poesie, die die Forderung der idealischen Reinheit und Vollendung nicht befriedigt, könne allenfalls als vorzügliche Gelegenheitsdichtung gelten, aber trotz aller

Sprachgewalt und Schönheit, Kraft und Fülle, bleibe Bürger hinter diesen Forderungen zurück.

Schiller spricht hier als Vertreter der idealistischen Kunstauffassung, die allerdings nicht unbestritten geblieben ist. Seine scharfe Stellungnahme gegen den Subjektivismus rührt an ein Problem, das in der kommenden Zeit bis auf unsere Tage immer wieder leidenschaftlich erörtert worden ist, und man darf nicht übersehen, daß die klassische Ästhetik auch von dieser Seite her heftig bekämpft wurde. Schiller erblickt in dem Phänomen Bürger seine eigene überwundene Frühzeit, das Beharren in jugendlicher Maß- und formlosigkeit. Um in heute geläufigen Begriffen zu sprechen: für Schiller war der literarische subjektivistische Expressionismus das Durchgangsstadium zu einer höheren Kunstauffassung und -gestaltung. Der subjektive Empfindungsgehalt war für ihn eine wenn auch unerläßliche Voraussetzung des Dichtwerkes, aber nur eine. Die andere ist die künstlerische Reinigung, die das Werk aus der Sphäre des Subjektiv-Zufälligen in die der Allgemeingültigkeit hinaufhebt. Mögen die Ideale der klassischen Ästhetik im Lichte des neueren Kunstschaffens sich als zu eng erwiesen haben, die Bindung an ein objektives ästhetisches Gesetz überhaupt abzulehnen, werden alle die heute nicht mehr wagen, die die Anarchie des künstlerischen Subjektivismus mit wachen Sinnen erlebt

haben. Jede Zeit hat eben die Aufgabe, diese Formgesetze neu zu gestalten, und die Idee des Formgesetzes als solche behauptet ihr Recht und wird sich immer wieder durchsetzen, wenn echtes Kunstschaffen sich in den großen Strom der kulturellen Entwicklung eingliedert und sich von der unausweichlichen Tradition befruchten läßt.

Die ästhetische Reinheit im Schillerfchen Sinne wird aber noch von einer anderen Seite her gefährdet: Schiller stellt die Frage: an wen wendet sich die Kunst? An die Gebildeten, an das »Volk« oder an beide? Was hat es, anders ausgedrückt, mit der Popularität der Kunst wirklich auf sich? Schiller ist der Auffassung, der Volkedichter dürfe sich nicht nur an die breite Masse wenden, sich nicht ausschließlich nach der Fassungskraft des großen Haufens richten und dabei auf den Beifall der Gebildeten verzichten, er müsse vielmehr streben, den Abstand, der zwischen beiden bestehe, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben. Dies könne er durch die glückliche Wahl seines Stoffes und die höchste Einfachheit in der Behandlung erreichen. Schiller gibt Bürger durchaus recht, wenn er die Popularität eines Gedichtes für den »Siegel der Vollkommenheit« halte. Voraussetzung der Vollkommenheit sei aber, daß das Gedicht einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser unabhängigen inneren Wert habe.

Schiller und Bürger sind sich also in dem Satz einig: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Aber nun fragt Schiller, ob Bürgers Gedichte nicht, was sie für die Volksmassen an Interesse gewannen, für den Kenner verloren hätten. Hier setzt wiederum seine scharfe Kritik ein. Bürger vermischte sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte. Er dichte auch nicht immer für den gleichen Kreis und, noch schlimmer, die Ungleichheit des Geschmacks finde sich oft in ein und demselben Gedicht. Er kenne fast kein Gedicht von Bürger, das ihm einen reinen, durch kein Mißfallen getrübbten Genuß gewährt habe. Er beanstandet entstellte Bilder, platten Ausdruck, unnützen Wortprunk, unechte Reime und harte Verse. So kommt der strenge Kritiker auch von dieser Seite zu dem Urteil, es fehle Bürger an der letzten Vollendung, die den Wert eines echten Kunstwerkes ausmache.

Auch hier ist ein Problem berührt, das bis in unsere Tage an Aktualität nichts verloren hat. Überblickt man die Entwicklung der deutschen Literatur, so scheint sie eher Bürger als Schiller recht zu geben. Der Ruf: Die Kunst dem Volke – ist immer stärker erklungen, und der Naturalismus, den Schiller so scharf bekämpft, hat orgiastische Triumphe gefeiert. Auch hier hat sich erwiesen, daß das Bildungsideal

Des Deutschen Klassizismus zu eng war und von den folgenden Generationen gesprengt wurde. Das Schillersche Wort, »Daß der Dichter sich zum Volke nur herablassen sollte«, klingt dem modernen Ohr unfreundlich, ja überheblich. Die Kunst hat es sich angelegen sein lassen, das wirkliche Leben nach allen Richtungen hin auszuschöpfen, sie hat sich weitere Gebiete erschlossen und ist vor keiner Häßlichkeit des Lebens zurückgeschreckt. Sie ist sehr »lebenonah« geworden, viel naturalistischer, als es Bürger je gewagt hätte. Zweifellos hat von den Bürgerischen Werken auch vieles »Volkstümliche« und gerade dieses Bestand gehabt, aber sind es nicht in erster Linie die lyrischen Gedichte, die durch die Echtheit ihrer Empfindung und die Schlichtheit ihrer Sprache wirken, also gerade die, die Schillers Forderung nach Allgemeingültigkeit noch am ehesten erfüllen? Schließlich kann man das Schillersche Verlangen nach künstlerischer Vollendung, nach Idealisierung, um ein abgegriffenes Wort in der ganzen Wucht seines Inhaltes zu gebrauchen, durchaus bejahen, ohne eine Weiterentwicklung des künstlerischen Schaffens abzulehnen, die man einfach nicht ablehnen kann, weil sie den inneren Bewegungsgesetzen des geistigen Lebens entspricht. Nochmals: Jede Zeit, die ein verändertes künstlerisches Erleben in sich trägt, hat eben die Pflicht, sich aufs neue der ewigen Gesetze

ästhetischer Gestaltung bewußt zu werden und ihnen einen immer reicheren Inhalt zu geben.

Bürger hat auf Schillers Kritik in einer Weise reagiert, durch die er dessen Urteil indirekt bestätigte. Er stand nicht fest genug als künstlerische Persönlichkeit, um sich zu behaupten. So antwortete er einerseits mit boshaften Ausfällen, die an der Sache vorbeigingen, andererseits machte er sich in seinen letzten Lebensjahren daran, viele seiner Gedichte im Sinne der Schillerschen Kritik umzuarbeiten. Was da geschah, war eine Tragödie. Daß er sich überhaupt zur Änderung entschloß, war schon ein Eingeständnis innerer Schwäche. Ihm war nicht gegeben, nachträglich zu fesseln und zu überarbeiten und dadurch Vollendetes zu schaffen, weil ihm eben die rechte Reife fehlte. So hat er manches schöne Gedicht durch diese »Verbesserungen« um seine naturgewachsene Frische betrogen. Es war ein unwürdiger Abschluß eines Künstlerlebens, das trotz aller Unvollkommenheiten immer wieder durchzuckt wurde von genialer Eingebung und das durchglüht war von dichterischer Phantasie.

Das Volkstümliche an seinen Gedichten hatte schon der alte Gleim gerühmt. Ihm hatte es eines seiner ersten Gedichte, »Das Dörfchen«, angetan. Es wurde zum Anlaß, daß Gleim sich für den in wirtschaftlicher Not befindlichen Bürger einsetzte. Geht man

fehlt in der Annahme, daß Bürger, der sich in seinem Leben und Denken sonst so weit von seinem bäuerlichen Ursprung entfernt hatte, hier in sich die Umgebung seiner Jugend wieder lebendig gemacht hat, daß in ihm, wenn auch überdeckt, von den ihm oft so verderblichen Einflüssen, doch noch das Bauernblut pulste, auch wenn dieses Gedicht mehr eine Übersetzung als eine eigene Leistung sein sollte? Auch Bürgers Volkstümlichkeit, an der Schiller Anstoß nahm, seine oft derbe und burschikose Sprache ist sicherlich bäuerliches Erbgut. Er wirkte zwar in der sich damals mächtig entfaltenden Schicht der »Gebildeten«, aber ähnlich wie der Schwabe Schubart gehörte er ihr nicht ursprünglich an, sondern wuchs durch seinen Lebensgang in sie hinein. Diese geistige Doppelschichtigkeit bezeichnet sein Wesen. Sie bedeutet inneren Reichtum und Originalität auf der einen Seite, Gefahr der Zerrissenheit auf der anderen. Bürger hat künstlerisch unter diesem Zwiespalt gelitten, die Krone des reifen Künstlertums und des reifen Lebens ist ihm nicht beschieden gewesen. Aber die Sterne seiner Lyrik leuchten auch in unsere Tage hinein.

V.

Der Publizist

freiherr Adolf Knigge

Den »Knigge« kennt jeder; jeder hat über den »Umgang mit Menschen« etwas gehört, und niemand zögert, einen Mitmenschen mehr oder minder höflich auf dieses Buch hinzuweisen, wenn er berechtigte Gründe zu haben glaubt, an seinem Benehmen etwas auszusetzen. Aber der »Knigge« ist zum Schlagwort geworden. Er ist ein typisches Beispiel dafür, wie die Tradition manches fortzuschleppt, was sachlich längst inhaltlos geworden ist, einfach weil es niemand mehr richtig kennt. Die Tatsache, daß ein zeitbedingtes Werk heute für die naiven Leser absolut geworden ist, daß es in seinem Stil und in seiner Grundhaltung für den heutigen Menschen nur schwer zugänglich ist, kann nicht durch die zahllosen Neuausgaben verwischt werden, die noch in unserem Jahrhundert erschienen sind und deren »Verbesserungen« gegenüber dem Original sich auf eine Angleichung an die veränderten Umweltverhältnisse er-

Quellen und Literatur

Hierunter werden nur die wichtigsten Erscheinungen verzeichnet, die für die Abfassung dieses Buches benutzt worden sind. Die literarischen Erzeugnisse der hier behandelten Männer, die selbstverständlich überall mit herangezogen sind, werden im einzelnen nicht aufgeführt; ebenso nicht die Darstellungen der deutschen und hannoverschen Geschichte. Als Quellenmaterial sind natürlich die Angaben der Allgemeinen Deutschen Biographie (Verlag Perthes, Leipzig), der Allgemeinen hannoverschen Biographie, herausgegeben von Wilhelm Rothert, Hannover, Spohnholz 1912 ff, herangezogen worden. Für die einzelnen Kapitel werden folgende Quellen genannt:

1. Renaissancechlösser Niedersachsens. Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. Textband Hannover 1939. Selbstverlag der historischen Kommission.
2. Köcher: Lampadius, historische Zeitschrift 53, Seite 402 ff.

3. Georg Schnath: Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674 bis 1714. August Lax Verlagsbuchhandlung Hannover und Hildesheim 1938.
4. A. Strodtmann: Briefe von und an Bürger. 4 Bände, Berlin 1874.
5. Karl Spengler: Die publizistische Tätigkeit des Freiherrn Adolf v. Knigge während der französischen Revolution, Bonn 1931.
Adolf Freiherr v. Knigge: Aus einer alten Kiste. Herausgeber: Hermann Klenthe, Leipzig 1853.
6. G. B. Niebuhr: Carsten Niebuhrs Leben, kleine historische und philologische Schriften, erste Sammlung. Bonn 1828.
7. Leopold v. Ranke: Hardenberg und die Geschichte des preussischen Staates. Gef. Werke 45 bis 47. Duncker und Humblot, Leipzig 1879.
Fr. Zierke: Die deutsche Politik Hardenbergs in der ersten Periode seines staatsmännischen Wirkens 1770 bis 1807. Geinhausen 1932.
Dazu persönliche Mitteilungen des Grafen C. v. Hardenberg, Nörten-Hardenberg.
8. Wilhelm Körte: Albrecht Thaer. F. A. Brodthaus-Verlag, Leipzig 1839.

9. Erich Rosendahl: Heinrich Luden als Theologe, Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, Band 46, 1941.
Heinrich Luden: Rückblicke in mein Leben, Jena 1847.
10. Max Lehmann: Scharnhorst. Hirzel, Leipzig 1886/7.
11. Gustav Stüve: Johann Carl Bertram Stüve, nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. Hahn, Hannover und Leipzig 1900.
12. Gustav Kraft: Heinrich Burckhardt - ein Lebensbild, Carl Dauert, Hannover 1883.
Niedersächsische Lebensbilder, 1. Band im Auftrage der historischen Kommission, herausgegeben von Otto Heinrich May, August Lax Verlagsbuchhandlung, Hildesheim und Leipzig 1939.
13. Werner Siemens, Lebensbild und Briefe, Verlag Julius Springer, Berlin 1916.
14. Hermann, Adolf und Otto Nöldeke, Wilhelm Busch, Lothar Joachim Verlag München 1909.
Robert Dangers: Wilhelm Busch. Sein Leben und sein Werk. Verlagsanstalt Hermann Klemm AG., Berlin-Grünwald 1930.
15. Wilhelm Brandes: Wilhelm Raabe, Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. Verlag Julius Zwißler, Wolfenbüttel 1901.
16. Der Deutsche Buchhandel in Selbstdarstellungen, II. Band, Heft 1: Eugen Diederichs, Verlag Felix Meiner, Leipzig 1927.
Eugen Diederichs Leben und Werk - ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen, herausgegeben von Lulu von Strauß-Torney-Diederichs, Verlag Eugen Diederichs, Jena.
- - - - -